

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Die Spinne
Autor: Kaiser, Isabelle / Lasneret, Hubert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

daß die zwei Kinder zur Not darin Platz fanden. Der Raum diente ihnen bald als Schulhaus, bald als Kirche und zu andern Zeiten wieder, wenn sie „Mutter und Kind“ spielten, als Stube. Dorthin auch verzogen sie sich, wenn ein großer oder kleiner Kummer über eine von ihnen oder über beide gekommen war. Wie oft hatte Lene daselbst in Thränen gewartet, bis die muntere Schwester sich zu ihr gefellte, rasch und schwirrend gleich einem Vogelflug, um sie mit ihrer Heiterkeit anzustecken und aufzurichten!

Lene blieb unter dem ehrwürdigen Baum, der so herbe Birnen und so süße Erinnerungen trug, stehen,

und alles, was dort geschehen, trat ihr wieder vor die Seele; ihr war, die gute Zeit sei erst gestern noch gewesen und alles, was zwischen dem Damals und dem Heute liege, sei nur ein verworrener Traum. Sie meinte sich nur umdrehen zu müssen, um das wilde Kind herbei eilen zu sehen, nur den Schlaf abschütteln zu müssen, um die helle Stimme zu hören.

Wieder schnürte sich ihr die Kehle zu und drängten sich die Thränen mit Gewalt hervor, und wieder erhob der Haß seine Stimme: „Ja, damals war sie gut, aber nachher, nachher! Es ist zu viel . . .“

(Fortsetzung folgt).

Die Spinne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem Tagebuch des Professors Hubert Lasneret. Novelle von Isabelle Kaiser.

Ich folgte meiner Frau in ihre Gemächer. Sie maß mich mit einem rachsüchtigen Blick. Ich sah, wie ihre Hände, die den Abendmantel lösten, bebten. Aber ich ehrte ihren heimlichen Zorn nicht. Ich hatte sie aus dem Theater geführt vor Schluß der Vorstellung, weil der unvermeidliche Herr von Boutteville sich in den Zwischenakten in der Loge vorstellte und ich es satt hatte zu sehen, wie das hochmütige Antlitz Barbaras, das für mich stets in bitterem Groll erstarrt scheint, sich wunderbar mildert, um diesem Mann zuzulächeln. Eine Sonnenflamme durchleuchtete ihre stahlfarbenen Augen, diese Flamme, die meine ganze Liebe niemals zu erwecken vermochte.

Man zischelte um uns her, . . . mir war es, als beehrte mich all diese hämischen Blicke. Mit einer leisen, herrischen Stimme, die sie wohl kennt, befahl ich ihr, heimzufahren.

Sie folgte, aber mit einer stummen Auflehnung ihres ganzen Wesens, und im Coupé tauschten wir kein Wort mit einander. Ich fühlte jedoch, daß sie mich insgeheim mit tödlichen Schimpfworten überhäufte.

Sie wollte ihre Thür vor mir verschließen, wie jeden Abend; aber ich trat mit erzwungener Ruhe ein, entschlossen, eher einen unwillkürlichen Auftritt herbeizuführen, als weiter in diesem erniedrigenden moralischen Schweigen zu verharren.

„Barbara!“

Sie antwortete nicht. Alle ihre Muskeln spannten sich zum kommenden Streit. Sie ging im Zimmer auf und ab, wie wenn ich nicht da wäre, warf ihre Armspangen auf ein Möbel, ihre Ketten auf ein anderes, mit der Gebärde und dem Geklirr einer Gefangenen, die ihre Fesseln sprengt. . .

„Wann wirst du aufhören mich mit dieser Koketterie zu quälen?“

Sie lachte kurz auf. „Ha, schon wieder! Wann du aufhören wirst, mich mit deinem Verdacht zu belästigen.“

„Wagst du zu behaupten, daß er unbegründet sei?“

„Er ist, was dir beliebt . . . aber verschone mich künftig damit . . . sonst . . .“

„Sonst?“

„Bah, was weiß ich . . . ich würde von dir gehen!“

„Barbara, das thätest du?“

„Jawohl, und mehr noch!“

„Nimm dich in acht!“

„Nimm du dich selbst in acht, . . . ich hasse dich!“

Ihr Antlitz erstarrte in bösariger Härte, ihre Stimme piff wie eine Kugel durch die Luft. Ich fuhr zurück, von Schmerz betäubt. Es war nicht das erste Mal, daß sie mir solche Worte entgegenschleuderte; aber noch niemals vernahm ich aus ihrem gärenden Haß eine so racherfüllte Drohung.

Ich fühlte mich ihr plötzlich überlegen durch die Gnade meiner großen Liebe.

„Du hassest mich? Wohlan! Doch vergiß nicht, daß ich dich liebe.“

Sie lachte höhnisch: „Schöne Liebe, wahrlich, die mich mit Verdacht steinigt und mit Eifersucht tötet . . . ich kenne andere . . .“

„Schweig, Barbara! Rede nicht von diesem Menschen, er ist nicht würdig den Staub zu betreten, wo du gewandelt . . . er ist ein Egoist — ein . . .“

„Ich verbiete dir, ihn zu schmähen . . . er liebt mich . . .“

„Bah, diese Männer lieben nur sich selber und sind den Weibern nur dankbar für alles, was sie ihnen verweigern . . . Warum hat er dich nicht geheiratet, als du frei warst?“

Ich verbeiß meine Lippen; aber der Saß ist mir entschlüpft.

Sie fährt empört auf: „Wie, Sie können noch fragen . . . haben Sie mich nicht gegen meinen Willen geheiratet, als ich mit Herrn von Boutteville beinahe verlobt war?“

„Fragen Sie Ihren Vater!“ werfe ich leicht hin.

„Die Toten reden nicht mehr!“ entgegnet sie rauh.

„So wenig, als ich reden werde, Sie können mich nicht zu einer Rückstlosigkeit zwingen. Es könnte Sie gereuen!“

„Ebensofehr, wie Sie die reiche Mitgift!“ raunte sie mit feiger Ironie.

Ich blieb ruhig unter der Beschimpfung . . . Wird

der Bogen von einer unkundigen Hand zu straff gespannt, so verfehlt der Pfeil sein Ziel.

„Du weißt nicht, was du sagst, Barbara; aber es ist hohe Zeit, daß wir aus dieser Umgebung und aus diesem weltlichen Treiben herauskommen, . . . wir werden am Montag nach unserm Landgut verreisen, . . . hörst du?“

Sie reckte sich in ihrer ganzen Höhe und erklärte hart und deutlich: „Ich will nicht!“

Ihr offener Widerstand brachte mich auf.

„So gestehe denn sofort, daß du nicht leben kannst, ohne diesem Mann in der Gesellschaft zu begegnen!“

„Ich gestehe . . . ich gestehe!“ rief sie mit wachsendem Zorn.

„Daß du ihn liebst?“

„Du sagst es!“

Ein schwüles Schweigen herrschte zwischen uns nach ihrem trozigen Geständnis. Meine Wut brach aus wie ein Wildbach. Ich trat ganz nahe zu ihr, ergriff mit Gewalt ihre Hände und drohte: „Ich bin der Mann nicht, der den Spott der Welt ertragen wird, . . . ich werde alles thun, verstehst du, alles, um dich von diesem Mann zu trennen und dich seinem giftigen Einfluß zu entziehen. . . Er treibt sein Spiel mit dir, setzt dir nach . . . ich werde eine Gelegenheit finden, ihn zu beleidigen, und ihn zwingen mich zu fordern . . . und du kennst meine Stärke im Pistolenschießen!“

„Das wirst du nicht thun!“ rief sie.

„Ich werde es thun.“

„Das wäre kein Zweikampf mehr, sondern ein . . . Mord!“

„Gleichviel! Dieser Mann schreckt auch nicht vor dem Gedanken, meine Ehre und deine Würde zu mordern!“

„O, ich werde es wohl zu verhüten wissen!“

„Ah! Und wieso denn?“ warf ich hin, wie eine Herausforderung.

Ein Blick voll blitzenden Hasses traf mich, und mit einem heisern Schrei, der wie eine Drohung auf ihren Lippen erstarrt: „Wir werden sehen!“ trat sie rasch in die Nebenkammer und schob den Riegel hinter sich.

Ich bin allein in meinem Arbeitszimmer und höre, wie sie oben hin und her schreitet. Ein Sturm durchwühlt diese Seele. Gott weiß, welch dämonischen Plan der Haß in dieser ungestümen Natur reifen wird!

Ich fühle, daß eine Verantwortung mich trifft. Ich bin roh gewesen und habe zu ihr wie zu einer Schuldigen gesprochen. Ich habe mein Recht überschritten, ihr gedroht, als ob sie tief im Abgrund stünde. So habe ich gleichsam ihre Rache gerechtfertigt, und sie wird sich rächen . . .

Nur unter dem Peitschenschlag meines Verdachtes hat sie mir ihr troziges Geständnis zugerufen . . . Ihre Gedanken sind mir untreu, ihre Seele ist mir feind . . . aber alles ruft mir zu, daß sie rein ist und nur verblendeter Weise diesen Mann zu lieben „glaubt“. Habe ich das Recht, ihr die Wahrheit zu enthüllen? Welche Demütigung für sie, und wie sehr wird sie denjenigen hassen, der sie ihr antut! Und doch, diese Enthüllung würde ihr die wahre Gestalt des Mannes zeigen, den sie jetzt mit einem Nimbus umhüllt, und würde sie zwingen, an die Uneigennützigkeit meiner Liebe zu glauben. Wer weiß? Dort, im alten väterlichen Haus, in der

großen Ruhe, die aus den Feldern strömt, an einem milden Abend, wo die Glocken uns ihren lieblichen Hoffnungspalm singen und das vergangene Leben im Schatten der Dämmerung versinkt, vielleicht werde ich ihr da alles erzählen, was ich stets verschwiegen, wenn sie sich nicht so unbarmherzig gegen mich aufgelehnt hätte . . . Diese Ehe, die Barbara wie einen Handel betrachtet, war meinerseits nur ein Akt reiner Liebe. Ich habe Barbara ohne einen Pfennig Mitgift geheiratet. Wohl war sie die Tochter des Bankiers Chartier, und ihre Schönheit und ihr Reichthum machten aus ihr eine vielumworbene Partie. Ich hegte vorerst nicht den Gedanken sie zu erobern, sie schien mir unerreichbar. Man sprach von ihrer bevorstehenden Verlobung mit dem Gesandtschaftsattaché Herrn von Boutteville. Als jedoch das Gerücht vom nahen Ruin des Bankiers Chartier umging, wurde Herr von Boutteville ein seltener Gast. . . Als sich das Gerücht bestätigte, da schützte er eine Amtsreise vor und zog sich gänzlich zurück. . . Ich stellte mich unter die Bewerber um die Hand von Fräulein Chartier. Ich war bald der Einzige. Herr Chartier setzte mir ehrlich seine Situationen auseinander. Wir wurden einig, dem stolzen Mädchen den wahren Sachverhalt einstweilen zu verschweigen.

Meine Frau ist heute morgen nicht heruntergekommen. Als ich zu ihr ging, wurde ich nicht empfangen. Sie versenkt sich in ihren Groll mit einer wilden Wollust, sie weidet sich daran wie an einer giftigen Blume und berauscht sich an ihrem Duft. . . Sie wird mir nie verzeihen . . .

Ich fühle sie so fern, daß nur die Wege des Todes uns zusammenführen könnten, doch niemals dieses stumpfsinnige Leben in einer feindlichen Welt, die uns gegen einander aufhebt. . .

Denn die Welt ist es, diese Welt, wo man genießt und sich amüßert, die aus Barbara das Weib machte, das sie geworden . . . Diese Welt ist der große Verfänger, der sie zu seinem Geschöpf ummodelte. . . Der versengende Hauch des Vergnügens hat die lebendige Quelle dieses Herzens versiegt. Das Eitelkeitsfieber, das verheerend wie eine Seuche durch alle Straßen zieht, hat sie angesteckt . . .

Die schlaffen Prinzipien, die hier als bare Münze kursieren, haben ihren Geist besleckt und entkräftet. Sie ist wie ihresgleichen nachsichtig gegen alle Skandale, die sie belustigen, und bewundert die Vergehen der Liebe, als geschähen sie jenseits von Gut und Böse.

Sie handelt ganz im Geist der Welt, die die Ehe ins Lächerliche zieht und die selbstherrliche Leidenschaft verherrlicht, und ich zittere beim Gedanken an den Entschluß, den dieses irreführte heftige Geschöpf fassen wird . . .

In dieser künstlichen Welt, die den göttlichen Begriff abschaffte, ist man durch das Auslöschen der Glaubensleuchte zu einem Dasein ohne Helle und ohne Würde gesunken . . .

Und Barbara ist ein Kind des eleganten, geistigen Anarchismus unserer modernen Welt . . .

Es gelang mir in der kurzen Zeit unserer Ehe nicht, ihr andere Grundsätze einzuprägen, weil ihr Herz nicht mit mir war . . .

Sie schritt wie eine Nachtwandlerin der Schuld zu, und ich habe sie mit roher Hand geweckt . . . Was wird daraus werden?

Wird heilsamer Schrecken sie am Rand des Abgrundes zurückhalten?

Ich fühle, daß sie da oben über mir irgend eine tolle That ausführt; aber ich vermag nichts über diese gereizte Seele . . . Und ich liebe sie doch trotz ihrer armseligen Natur, . . . mir ist oft, als schlummere noch ursprüngliche Güte in ihrem Wesen . . .

Ich bin etwas verspätet von der Universität zum Mittagessen heimgekehrt. Als ich in das Esszimmer trat, war ich überrascht, Barbara am Tisch zu sehen. Sie schien mich zu erwarten. Die Suppe war aufgetragen und bereits serviert.

Mein Weib antwortete auf meine Begrüßung mit einer sanftbebenden Stimme; aber sie hob ihre Augen nicht zu mir, die Lider senkten sich unter der Last einer unbezwinglichen Scham. Ich glaubte, daß sie bereue, und ein Gefühl kam über mich, wie ein großes Licht.

Mein gestriger Groll verwandelte sich in Mitleid; denn sie war von einer erschreckenden Blässe, und der Löffel, den sie zum Mund führte, zitterte merklich.

„Leidest du, Barbara?“ frug ich, als ich mein Brot brach. Sie blickte mich mit verständnislosen Augen an und stand jäh auf . . . „Verzeih! . . . es ist mir schlecht . . .“ murmelte sie. Sie ging aus dem Zimmer, die Dienerin nach sich rufend.

Ich blieb sinnend allein.

Als meine Augen sich auf meinen Teller senkten, sah ich mit Entsetzen, daß eine große Kreuzspinne, die an ihrem luftigen Faden von der Decke herunterschwebte, sich über meiner Suppe hin und her wiegte, sie mit spitzen Füßen berührte . . . und erschreckt, mit blitzartiger Gewandtheit den Weg der Luft wieder antrat . . . Spinnen jagen mir stets abergläubische Furcht und Abscheu ein. Ich stieß meinen Teller weg, angeekelt . . . Das hieß Pech haben; denn es war gerade meine Lieblingsuppe. Da meine Frau leidend war und wohl nicht mehr zum Mittagessen herunterkam, wechselte ich unsere Teller und nahm den ihrigen.

Als ich die Suppe genossen, klingelte ich: „Marie, fragen Sie Madame, ob ich auf sie warten soll mit dem Essen!“

Ich ging einstweilen in mein Arbeitszimmer, um meine Briefe zu überfliegen. Einer nahm mich gefangen, und ich erschrak leicht, als das Mädchen an die Thüre pochte: „Madame erwartet Monsieur zum Essen.“

Ich verweilte noch einige Minuten über diesem Briefe, der ein interessantes philosophisches Problem berührte, das ich in meinem heutigen Vortrag behandeln sollte.

Als ich ins Zimmer trat, war der zweite Gang aufgetragen, und in Barbaras Augen, die mich scheu musterten, las ich eine ängstliche Neugier.

Sie erbehte, als ich das Wort an sie richtete; aber ihr Antlitz drückte eine stumme Bitte aus, die mir für die Zukunft von guter Bedeutung schien.

Als ich fortging, entwarf sie eine schüchterne Bewegung, um mich zurückzuhalten, da . . . plötzlich sah ich sie erbleichen . . . und ihre Hand faßte nach der

Rehle, als ersticke sie. — „Was hast du?“ rief ich, erschrocken durch die Verzerrung ihrer Züge.

„Nichts . . . nichts!“ jagte sie leichtthin und verabschiedete mich.

* * *

Man hat mich aus der Universität holen lassen . . . Ich glaubte, das Wehen des Unglücks über meiner Stirn zu verspüren. Mein Herz schlug wie toll. War Barbara fortgezogen?

Was meiner hartete im ehelichen Haus, war nicht die Schande; aber ich liebte mein Weib, und es schien mir, als wäre alles leichter zu ertragen gewesen, als der Anblick des liebrenden Geschöpfes, das bewußtlos darniederlag, die Krallen des Todes auf dem verwüsteten Antlitz . . .

Ein namenloser Schmerz lag auf diesen verzerrten Zügen . . . Die unheilvolle Wahrheit blitzte durch meinen Geist mit flammender Gewalt: Barbara war freiwillig dem Tod entgegengegangen. Die letzten Spuren meines Grobsten zerstoßen wie Spreu im Wind . . . Ich sah nur noch das schwache, meinem Schutz anvertraute Weib, . . . die Unschuldige, die meine Beschimpfung zum Äußersten getrieben . . . die Verzweifelte, die mein Mißtrauen und unsere ewigen Zwistigkeiten aus dem Leben jagten . . .

Ich befragte die Magd. Hat man den Arzt gerufen? Ja, Madame wurde von heftigem Brechen erfaßt; der Arzt hat das Uebel nicht erkannt und erklärt, er wolle eine sofortige Analyse unternehmen und gleich wieder kommen. Er hätte ein Wort von Cholerasymptomen fallen lassen.

Ach was! Ich zuckte die Achsel . . . Es war eine moralische Epidemie, die Epidemie, die die moderne Welt dezimiert, die da ein neues Opfer forderte, . . . ein Opfer der geistigen Verwirrung, die feig macht angesichts der Schwierigkeiten des täglichen Lebens . . . Ich beugte mich über die Unglückliche. Wo war die sieghafte Schönheit, die mich gestern noch bethörte?

Ich berührte ihre Hand, sie war kalt und klebrig. Eine ununterbrochene Klage fiel von den fahlen Lippen. Ich sprach zu ihr; doch sie vernahm meine Worte nicht. Der Arzt trat ein. — „Herr Professor, ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß der Fall außerordentlich ernst ist, die chemische Untersuchung hat das Vorhandensein von Arsenik festgestellt. Frau Lasneret war im Besitz von Arsenik, den ich ihr zur Stärkung verschrieben. Wie konnte sie sich nur so seltsam in der Dose vergriffen? Es ist schier unglaublich.“

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll, Doktor . . . aber um des Himmelswillen geben Sie ein Gegengift.“

„Hm, es ist bereits geschehen; aber es war schon zu spät, als man mich rief. Das Eisenoxyd oder ein Präzipitat von Schwefel würden nicht mehr reagieren, das Gift hat bereits die Eingeweide entzündet. Die Vergiftung ist auf einige Stunden zurückzuführen, vielleicht zur Mittagszeit.“

„Zur Mahlzeit?“ flüsterte ich. „Und Sie glauben . . .“ „Hm, mein lieber Herr Professor, ich glaube, daß der Ausgang tödlich sein wird; aber es kann noch ein, zwei Tage währen . . .“ Ich stammelte: „Wagt das Unmögliche, um sie zu retten!“ „Wir werden alles versuchen; aber wir sind nur Menschen und gegenüber der Gewalt eines solchen Zerstörungsaktes machtlos.“



Die Ernte.

Studie von † Alfred van Muyden, Genf.

Ich blieb allein. Mein Haupt fiel schwer auf die Bettkante nieder, und meine Hände krampften sich in einander . . . Ich schrie zu Gott um Barbaras Rettung, ich flehte ihn an, mir die unauslöschliche Neue um diese Seele zu ersparen. Alles, alles! Nur dies nicht! Das Bewußtsein meiner Schuld drückte mich zu Boden . . . Ein heiserer Schrei entwand sich dem gefolterten Leib der armen Frau. — „Barbara!“

War es der Klang meiner Stimme? Sie schien zum Bewußtsein ihrer Umgebung wiederzukehren. Ihre Augen öffneten sich mit dem Blick einer Irren.

„Barbara, mein Weib, warum hast du mir das angethan? Dieses Gift, dieses Arsenik, hast du es aus Versehen genommen? Sage mir, daß du nicht sterben wolltest!“

„Sterben!“ Der Ausdruck höchsten Entsetzens malte sich auf ihre Züge . . . „Nein, nein! Ich habe nicht Gift genommen . . . nein, nein!“

Diese wilde, von Wahrheit durchbebt entschiedene Ablehnung erfüllte mich mit neuer Hoffnung . . .

„Mich dürstet! Ich leide . . . leide.“

Als ich ihr das Glas reichte, sah sie mich von unten herauf mit einem unaussprechlichen mißtrauischen Blick an und flüsterte: „Du bist nicht krank . . . warum pflegst du mich?“

Sie schien im Fieber zu reden.

Ich frug mich: „Was ist denn geschehen, wenn sie sich nicht freiwillig den Tod gab?“

Sie stieß das Glas zurück mit einer irren Gebärde: „Nein, nein! Man hat mir schon von der vergifteten Suppe gegeben . . .“

„Was sagst du Barbara? Du sprichst im Fieber . . . niemand gab dir vergiftete Suppe . . . du selbst bist es ja, die . . .“

Sie sah mich an mit intensivem Verständnis und konzentrierter Geistespannung und unterbrach mich mit Grauen: „Ich selbst, die . . . du weißt es also . . .?“

Ich glaubte, daß sie ihren Selbstmordversuch eingestehen wolle . . . Aber sie fiel wieder zurück und fuhr fort im wirren Durcheinander: „Man hat die Teller verwechselt . . . es ist schrecklich . . . ich war ja verrückt . . . ich handelte im Irrsinn . . . sie hätten Mitleid haben sollen . . .“

Ihre Augen schlossen sich. Ich horchte bestürzt, den Zusammenhang nicht ahnend, und frug mich, wer von uns beiden nahe daran war, den Verstand zu verlieren . . .

Ich faßte ihr Haupt zwischen meine Hände mit Verzweiflung: „Barbara, komm zu dir . . . sprich klar . . . vertraue dich mir an . . . Ich habe ja Mitleid mit dir . . . ich gäbe mein Leben hin um das deinige . . . verbanne diesen schrecklichen Verdacht . . . niemand hat dich vergiftet . . . Von welchen Tellern sprichst du? Niemand hat sie ja gewechselt . . .“

Ich hielt inne . . . wie gebannt . . . vor einem unübersteiglichen Hindernis . . . Das einfache Wort „wechsell“ wechselte meine Ansichten und die ganze Sachlage mit einem Schlag . . . Es beschwor eine verräterische Szene herauf . . . Ein Spinnwebgewebe kam meinen Gedanken in die Quere und gestaltete sie um . . . und meine Gedanken „wechsellten“ ihren Lauf . . .

Es war kurz und entscheidend.

Ich wußte alles . . . Kein Zweifel bestand mehr.

Eine große Kälte, eine eisige Helle überfielen mich . . .

Die schonungslose Unbarmherzigkeit der Gewißheit betäubte mich. Ja, wahrlich: ich hatte die Teller gewechselt . . . und die Spinne wußte warum! Dieser anscheinend so wichtige Vorfall war mir gänzlich entfallen. Die gegenwärtige Stunde gab ihm seine ganze Tragweite . . . seine fürchterliche, eingreifende Bedeutung . . . Mein Leben, von einem elenden Zufall gerettet, erschien mir plötzlich wertlos wie ein allen Winden preisgegebener Fegen . . . alle Liebe, alle Freude sanken hin . . . ich fühlte mich trauriger als die traurigsten Dinge dieser Welt . . .

Der Mann, der sich eine Minute später über das Lager beugte, war nicht mehr der Gatte eines geliebten Weibes, es war nicht mehr der Hubert Vasneret der vorherigen Stunde . . . es war nichts als ein armer Mann am Bett eines unglückseligen Geschöpfes . . . nur noch eine Seele aus der kläglichen Herde, die da leidet und nach den Höhen des Mitleides strebt . . .

In Fieberphantasten wiederholte Barbara: „Man hat die Teller gewechselt . . . das Gift . . . Hubert . . . Arsenik . . .“ Diese Worte, die mit Stöhnen abwechselten, schienen in ihrem Kopf zu kreisen und zu hämmern . . .

Ich wachte und erfüllte mechanisch die Pflichten der Menschlichkeit.

Im Winkel der Kammer bemerkte ich eine Spinne, die webend hin und her ging, seltsamer Zeuge dieser stummen Tragödie . . .

Durch das offene Fenster blickten die Sterne treuherzig und wußten nichts von den gotteslästerlichen Handlungen der Menschen, die wie ein schriller Mißton durch den Wohlklang der Sommernächte ziehen . . .

In der Nacht rief sie mich: „Hubert!“ Ihre Stimme hatte wieder den Klang der friedlichen Tage . . . ihre Züge waren nicht mehr von Schmerz gefoltert. Die bange sorgenvolle Liebe, die mich vor einigen Stunden noch erfüllte, war nicht mehr in meinem Herzen; mit frevler Hand hatte dieses Weib in Gottes Rechte eingegriffen.

Damit alles zwischen uns klar liege, sagte ich mit Ruhe: „Barbara, in deinem Fieber sprichst du beständig von gewechselten Tellern . . . Was weiß ich! Ich will nicht ergründen, was diese einfache Thatsache mit deiner plötzlichen Erkrankung gemein haben kann . . . Sowieviel ist sicher: als du mittags den Tisch verließest, glaubte ich, du würdest dem Essen fernbleiben. Eine Spinne ließ sich auf meinen Suppenteller herab . . . du kennst mein Grausen vor diesen Tieren . . . ich stieß meinen Teller zurück und nahm den deinigen . . . Das ist die nackte Thatsache . . .“

Sie erwiderte kein Wort; aber ihre Züge drückten eine namenlose Angst aus . . .

Später hauchte sie mit erstickter Stimme: „Muß ich denn sterben . . . welch' entsetzliche Strafe!“

„Armes Weib!“ sagte ich und nahm sie in die Arme. Sie stieß mich zurück. „Rühre mich nicht an . . . wenn du wüßtest . . . warum, warum drohstest du, Boutteville im Zweikampf zu töten!“

Sie schrie es heraus in ihrer Todesangst.

Dieser Name, in dieser Stunde und aus diesem Mund brachte mich um meine Ruhe . . . Also, um diesen Menschen zu retten, hatte sie mich kaltblütig opfern wollen . . . Ich griff nach ihrer Hand und sprach rauh: „Schweig! Sprich diesen Namen nicht mehr aus und trage die tolle Illusion, die unser beiderseitiges

Leben hienieden verpfuschte, nicht noch in eine andere Welt hinüber . . . Ich rede schonungslos zu dir; aber es muß sein . . . Trugbilder haben dich irre geführt . . . ich habe lange geschwiegen . . . doch jetzt drängt sich die Stunde der Wahrheit auf. Ich habe dich geheiratet, wie du gänzlich vermögenslos warst. Dein Vater starb als ruiniertes Mann . . . ich habe dich geheiratet, weil du mir teurer warst als alles Gold der Welt, ich habe um dich geworben, erst nachdem Boutteville sich angesichts des Ruins zurückgezogen hatte . . . Er hat sich dir wieder genähert nach unserer Verheiratung . . . Eine verheiratete Frau, bah, das verpflichtet zu nichts . . . und ich verachte ihn, weil er dich verschmähte . . . und ich hasse ihn, weil du dich neben mir nach diesem traurigen Helben sehntest und mir selber die Feigheit dieses schlechten Patrons zur Schuld anrechnetest . . . Nun weißt du alles . . . und alles ist zu spät . . ."

Hätte ich ihr all dies einige Tage früher gesagt, ihr unbeugsamer Stolz hätte sich aufgebaut in wilder Empörung, und sie hätte mir diese Demütigung niemals verziehen. Heute aber, gezüchtigt an ihrem Leib durch eine höhere Hand, nahm sie diese Enthüllung ohne Widerrede . . . Ich sah, wie ein Ausdruck von Ekel ihren Mund verzog, als hätte sie soeben eine giftige Schlange zertreten . . .

Dann fiel sie zusammen, wie gebrochen . . . und bebendes stilles Schluchzen erschütterte sie lange . . . Ich ließ sie allein.

In derselben Nacht. Ich blicke auf die Spinne, die über diesem Todeskampf ruhig an ihrem Gewebe weiterspinnet . . . Ich blicke auf das flinke Tierchen ohne Dankgefühl für die wunderbare Vermittlung, die ich seinesgleichen verdanke. Wohl teilt das Volk die Spinne den heiligen Tieren zu und erkennt ihre geheimnisvollen Botendienste an. Aber ich kann nicht dankbar sein für eine Rettung, die neben mir ein Leben zerstört, das mir so teuer war wie das eigene . . .

Ein Wehklagen steigt vom Lager.

"Hubert!" Ihre Arme krallen sich um meine Schultern, wie die eines Schiffbrüchigen am Fels des Heils . . . Sie stammelt: "Es ist . . . als gäbe es einen Gott! Mir bangt . . . rette mich!"

"Es gibt einen Gott!" bestätige ich mit Nachdruck.

Da, plötzlich dringt ein Schrei aus ihrer Brust: "Vergib . . . mir . . . Hubert! Ich sterbe . . . weil ich nach deinem Leben trachtete . . . ich war verblendet,

betört . . . Deine Eifersucht machte mich rasend . . . ich war unschuldig . . . aber ich bin es, die . . ."

Ich lege meine Hand auf ihre Lippen: "Still! Ich weiß alles, Barbara!"

Ihr Geständnis hatte sie mir wieder nähergerückt. Mir stand es nicht zu, Strafgericht zu halten. Waren wir nicht beide gleich schuldig?

Diese Seele war meinem Schutz anvertraut, und statt sie mit sanfter Nachsicht auf der göttlichen Bahn zu leiten, hatte ich sie durch meine eifersüchtige Leidenschaft auf die Pfade des Verbrechens getrieben . . .

Ich sank in die Knie und umfaßte sie: "Wir können uns gegenseitig vergeben . . . Ich habe auch gefehlt . . . aus blinder Liebe . . ."

Sie hob die Augen . . . In ihren Pupillen war der blaue Stern, der ehemals so lockend blinkte, erloschen; aber unter der veredelnden Macht der Vergebung leuchtete etwas darin, das in den Tagen des sieghaften Lebens niemals hier erglänzte . . .

Dieser visionäre Blick schien plötzlich alle Hoffnungen, alle Verheißungen, die das Leben nicht mehr erfüllen würde, auszustrahlen . . .

Ein leidvolles Lächeln irrte um ihren Mund.

In dieser momentanen Verklärung erkannten wir beide, welch' ein Meisterwerk menschlichen Glückes in unsern Händen gelegen hatte . . . ein Meisterwerk, das wir elendiglich verpfuscht . . . Ungeahnte Freuden offenbarten sich uns . . .

Wir sahen uns lange schweigend an und begegneten einander zum ersten Mal, jenseits dieses Lebens, das uns feindlich einander gegenübergestellt hatte . . .

Dann zuckten ihre Glieder . . . die Wimpern senkten sich, und sie versank in todesähnliche Schwäche . . .

Die Nacht zieht durch das Gemach . . . Schmerzensrufe unterbrechen das Schweigen.

Ein Arzt unterstützt die Sterbende, sucht ihre Qualen zu lindern.

Das Haupt in den Händen sehe ich durch das offene Fenster und sehe, wie die Erlösung langsam durch den blühenden Garten schreitet und mit zögernder Hand den Friedenszweig für diese Sühne abbricht . . .

Im Morgengrauen war Barbara tot und lag da, eine unkenntliche Hülle des einstigen, in Schönheit wandelnden Geschöpfes . . . Aber die Kreuzspinne, das winzige botenhafte Tierchen, an dessen dünnen Fäden zwei Menschenleben hingen, spinnet noch im Winkel des Totenzimmers ruhig ihr geheimnisvolles Gewebe . . .

Der stille Gast.

Ich nehm' mein Glas in die Rechte
Und trinke dir heimlich zu:
Du störst den Schlaf meiner Nächte,
Ich gönne dir nicht die Ruh.

Komm, teile, du stiller Zecher,
Mit mir heut die Einsamkeit!
Ich reiche dir dar den Becher,
Wohlan, so thu mir Bescheid!

Du blickst mich an . . . und ein Schauer
fährt mir durch Mark und Gebein:
Ist's tiefe Luft, ist es Trauer?
— Wie bitter schmeckt mir der Wein!

Da bricht mein Glas schrill in Scherben,
Und heißes Leid in mir loht . . .
Was soll ich noch um dich werben!
Du bist ja längst kalt und tot . . .

Isabelle Kaiser.